



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Ungleichheit menschlicher Rassen hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte

Pott, August Friedrich

Lemgo [u.a.], 1856

Sprache. Volk, Staat.

urn:nbn:de:hbz:466:1-15667

Leibe untreuer geworden als ihrem Munde [also z. Th. dem Geiste]. Vergebens wird das S. 166 bezweifelt; und ließe man auch diese, doch auch von der Analogie der Westtürken (s. oben) unterstützte Alternative fallen, so könnte man bei den Magyaren doch nicht der zweiten, d. h. einem Sprach-Umtausche enttrinnen. Des Tacitus Worte (Agricola Cap. 11.): „durante originis vi; habitus corporum varii atque ex eo argumenta“, die Cassel S. 158. weitläufig bespricht, müssen bei der Mischung von Völkern nothwendig an ihrer Wahrheit Abänderungen erleiden, und ein Hinweis auf Mulatten und Mestizen genügt, um Cassel's Worte S. 160.: „Slaven und Walachen können doch nur (?) Slaven und Walachen aus den Hunnen und Finnen bilden, aber woher diese eigenthümlichen magharischen Gestalten?“ auf ihren wahren Werth zurückzuführen. Auch könnte es, wie der Neger-Typus *) in sich außerordentlich variirt, recht wohl der Fall sein, daß in der Mongolischen Rasse nicht minder es solche Formen gebe, die zum europäischen Rassen-typus schon von vorn herein, ohne vorausgegangene Mischung mit Menschen letzteren Stammes, bedeutend hinüberneigen. Eine so dunkle Stelle im 39. Cap. des Konstantinus, woraus Cassel S. 166. fg. sehr zweifelhafte Folgerungen über eine alte Zweistämmigkeit der Magyarischen Sprache zieht, würde gegen den klaren in der Sprache gegebenen Augenschein nichts vermögen. Diese erweist sich nämlich ihrem Grundwesen nach in der That als Finnisch, und bloß versehen mit einigen indogermanischen Elementen, die ihr vermuthlich fast alle erst in Europa beigemischt wurden.

Nachdem diese Conflictte zwischen Rassen- und Sprachbildung angedeutet worden, begeben wir uns auf unseren eigentlichen Boden. Unterhalb der Rassen stoßen wir weiter abwärts für Menschengruppirungen in engerer Fassung auf zwei centripetale und zusammenhaltende Hauptmächte, nämlich 1) die Einung durch das natürliche Band gemeinsamer Sprache, d. h. mittelst Volk- und Sprachstämme, Volk (Sprache), Völkerschaft (Mundart), Zunft (technische Ausdrücke), Familie bis zu unterst auf das Individuum (Stil, als Eigenthümlichstes des Menschen: *Le style c'est l'homme*). Die sämmtlichen menschlichen Individuen machen die breiteste und niederste Grundlage aus von jener Pyramide, welche, durch viele höhere Zwischenstufen hinan sich in immer ver-

*) So sagt z. B. Dr. Pruner in dem Aufsatz: Der Neger (Deutsch-morgenl. Ztschr. I. 127.): „Die Negerstämme, welche im Osten Afrika's vom 20. bis 5. Gr. geogr. Breite bekannt geworden, bieten, unter sich betrachtet, eben so viele Abstufungen in ihrer physischen Beschaffenheit und in ihrem geistigen Leben dar, als die Familien der kaukasischen Racen auf höheren Entwicklungsstufen“ u. s. w. Die Farbe z. B. geht vom Braunen zum Atlaschwarz S. 130. Vgl. oben die Note S. 64.

jüngterem Maaße zuspitzend, in der Einen Menschheit ihren obersten und letzten Schlüsselpunkt findet. — 2) Auf jenen anderen wichtigen Anziehungs- und Sammelpunkt, wo das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen in bald loserer, bald festerer Verknüpfung, die Regierungsform mit ihren noch einfachen, oder, wie im Staate, sehr zusammengesetzten Gliederungen von oben nach unten und seitwärts, das einigende Princip ausmacht, nicht zu reden von einer etwaigen dritten Gemeinschaft, der religiösen, welche, wie z. B. die katholische Kirche, sogar über eine Mehrheit weltlicher Staaten hinaus und in sie eingreifend sich erstreckt. Auch übergehe ich Handels-Bünde (Hansa, Zollverein), Gelehrten- und sonstige Vereine zu besonderen Zwecken. Wie vom Sprichworte der Kopfszahl eine gleiche Zahl von Sinnesrichtungen zugeschrieben wird (*Quot homines tot sensus*), mit ungefähr demselben Rechte läßt sich sagen: *Quot populi, tot linguae*. Freilich im Grunde mit nicht geringerer Gebühr auch umgekehrt: *Quot linguae, tot populi*. So viel Sprachen, so viel Völker. Daß diese Völker oft staatlich zerrissen sind, ja geographisch und zwar mitunter fernab, wie z. B. die Kalmücken vom großen östlichen Mongolenstock, getrennt und aus einander gesprengt leben: steht dem mit nichten entgegen. Das natürlichste unter den größeren Gesellschafts-Verhältnissen menschlichen Zusammenlebens schiene, das wird niemand abläugnen, wo die Grenzen von Staat und Volk sich gegenseitig deckten und gleich wären. Da herrschte die durchgreifendste innere Gleichartigkeit der Glieder. Aber wer weiß, ob nicht im Plane der Weltordnung gerade auch häufiger Widerspruch zwischen Verschiedenartigem und Entgegenstrebendem bestimmt war, ein, weil mannichfaltigeres, auch inhaltsvolleres und höheres Leben im Haushalte der Menschheit durch wechselseitige Reibung anzufachen und in Gluth zu bringen. Eben so, was man wohl als die natürlichen Grenzen einzelner Staaten bezeichnet hat, wird keinesweges immer von letzteren eingehalten. Frankreich z. B. schreit, hoffentlich für alle Zukunft vergebens, mit klüfternem Verlangen nach unserem „freien deutschen Rheine“, als einer Linie, die für es nach Westen den natürlichen Abschluß bilde. — Oder, wie Alex. Beez in dem Aufsätze: *Wälsche Eroberungen in Deutschland* (Prug, Museum 1855. Nr. 7.) auseinander setzt: „Als im Jahr 1848 die Italiener für ein einiges Italien sich erhoben, proclamirten sie zugleich mit lauter Stimme die Absicht, auf dem Brenner ihre dreifarbigten Grenzpfähle aufzupflanzen. Die Nationalität, unter deren Banner übrigens die ganze Bewegung entstanden war, wurde für diesmal beiseite gelassen, um dem Stichwort der „natürlichen Grenzen“ Raum zu machen. Wo die Wasser nach dem Süden herabfließen, dort beginne Italien; der Himmel selber habe beiden ihre Marke gesetzt. Aber so pomphaft dies Argument auch vorgetragen ward, so überzeugte es uns doch

nicht; es ist mehr als gewiß, daß auch ohne Oesterreichs Widerspruch wir andern Deutschen einer geographischen Bemerkung zu Gefallen uns einhunderttausend Stammgenossen nun und nimmer hätten nehmen lassen“ u. s. w.

Der Mensch ist „Bürger zweier Welten“; als solcher kein Sklav der Natur. Ueber der Natur steht der Mensch — mit seiner, ihm die Herrschergewalt verleihenden Denkkraft und Freiheit. Deshalb braucht er nicht sich stets und unter allen Umständen an die reinen und unmittelbar gegebenen Naturverhältnisse zu binden, sie ungetrübt und unverändert zu belassen. Vielmehr, obschon ein *naturae convenienter vivere* innerhalb gewisser moralischer sowohl als physischer Schranken ihm geboten bleibt, kann und soll er nicht immer sich der Natur, sondern die Natur sich unterwerfen, sie beherrschen, etwas Anderes, Würdevolleres, Geistigeres aus ihr machen, so etwa wie die Kunst mit ihren Schöpfungen, im Ringen mit der Natur um den Preis, sich ihr anschniegender dennoch, eben als kein imitatorisches *servum pecus*, über sie hinaus gehen muß. Der Mensch, weil nicht Stein, nicht Pflanze, nicht Thier, oder wenn auch Thier, doch zugleich mehr als Thier, und auf Erden nicht nur das freieste, ich sollte sagen das allein freie Naturobject soll, in Gemäßheit mit einem höheren, über ihm waltenden Willen, gerade, — „das ist's ja was ihn zieret und dazu ward ihm der Verstand“ — diese seine Freiheit in vielseitigster Ausbeutung der Natur dazu benutzen, nicht nur mit ihren, oft erst mühsam ihr abgerungenen Gaben sein physisches Leben zu erhalten und verschönern, sondern auch aus ihr seinen Geist zu bereichern und die Tiefe seines Wesens noch mehr auszutiefen und auszuweiten.

Schon im Sprichwort verlangt man nach erfreuender Abwechslung, und in der That, von wie tödtlicher Ermüdung — die Einerleiheit! Den Vorwurf ladet die Natur selten auf sich, sie, welche in mannichfaltigster Fülle von Entwicklung in Farbe, Gestalt und Bestimmung eine bis auf's Aeußerste erfindungsreiche Schöpferin. Vgl. oben S. 26.

Man hat wohl mitunter auf die sprachlichen Zerklüftungen der Völker, als ein Hemmniß allgemeinerer Culturverbreitung, gescholten.

Auf die Verschiedenheit der Schrift, als einer rein menschlichen Erfindung, würde ein besser begründeter Tadel fallen. Denn die Schrift trägt unendlich mehr als die Sprache das Gepräge der Zufälligkeit und Willkür an sich, und hat überdem nur die allerdings an sich für Ausbildung des Geistes sehr wichtige Fixirung des in Worte gefaßten Gedankens zum Zwecke, eine Festhaltung flüchtiger für Mund und Ohr bestimmter Hauche und Laute und ein Befestigen derselben mittelst der Gestaltung in das dauerhaftere Bereich des Gesichtsinnes. Schrift ist eine bloße Vermittelung aus